

Spieglein, Spieglein in der gefesselten Hand... – heute werfen wir "Female Perversions" an die Kinoaugeninnenwand

Günther, Caroline

2010

<https://doi.org/10.25595/4175>

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Günther, Caroline: *Spieglein, Spieglein in der gefesselten Hand... – heute werfen wir "Female Perversions" an die Kinoaugeninnenwand*, in: FGS (Freiburger GeschlechterStudien), Jg. 16 (2010) Nr. 1, 295–305. DOI: <https://doi.org/10.25595/4175>.

Spieglein, Spieglein in der gefesselten Hand... – heute werfen wir *Female Perversions* an die Kinoaugeninnenwand

„Phantasien einer Frau“¹

Das Geschichtenerzählen zur Ver- und Bearbeitung von Erfahrungen und Eindrücken habe ich mir von meinem Kind abgeschaut. Mein Kind kombiniert die visuellen, auditiven, haptischen, emotionalen Eindrücke eines Ereignisses, das es beschäftigt, mit erinnerten Erfahrungen, Assoziationen, Gesprächen, spielerischen Inszenierungen, der eigenen Meinung und den eigenen Gefühlen zu einer Erzählung, deren Autor_in es am Ende nicht mehr alleine ist, sondern ein Konglomerat aus unterschiedlichen Stimmen und Aspekten, gebündelt in und artikuliert von einer kleinen Person, in deren Augen Worte Gestalt annehmen. Das Ergebnis ist eine Geschichte, deren Wirkmächtigkeit nicht in ihrem Wahrheitsgehalt liegt, sondern in der spezifischen Art einer einzelnen Person, aus unterschiedlichen Erzählfäden ein Universum zu knüpfen – in Transformationen von Verständnislücken zu Phantasiebruchstücken zur Errichtung von Erinnerungsbrücken.

Die Geschichten meines Kindes (und, nebenbei bemerkt, aller anderen) sind niemals wahr, aber immer wirklich. Sie gestalten Bilder, erzeugen Töne, Berührungen und Gerüche, sie beschleunigen den Puls, erweitern die Pupillen und befeuchten die Handinnenflächen, sie schreiben sich ein in den Körper, verknüpfen Nervenfasern und leiten den Blick. Geschichten dienen als Schablonen – sie ritzen Wahrnehmungsmuster in die Haut.²

Aufgrund meiner Auffassung des Geschichtenerzählens als Kombination unterschiedlichster Erzählstränge (gesellschaftlich tradierteter Normen und Erwartungen, persönlicher Erfahrungen und Eindrücke, situativer Wissensbestände, spontaner Assoziationen etc.) zu einem wirkmächtigen, da Wirklichkeiten konstruierenden und konstituierenden Medium der psychisch-physischen Subjektkonzeption, sollte eben dieses Geschichtenerzählen überlegt erfolgen. Denn selbst wenn Therapiemethoden und -verfahren Seelentattoos mit beispielsweise psychoanalytischem Laserwerkzeug für das sehende Ich zu tilgen vermögen, der traumatisierte Körpererinnerungsspeicher trägt weiterhin seine Narben dem inneren Auge reflexiv und richtend zur Schau.

Vielleicht liegt es an der Möglichkeit, Einfluss zu nehmen, die den Geschichten-Erzählenden in den Mund gelegt oder an die Hand gegeben wird, weshalb es mir immer schwerer fällt, den Mund oder im Computer ein Word-Dokument zu öffnen. Vielleicht liegt es an den Erzählfäden, die meinen Körper mittlerweile durchziehen und stramm aufspannen, vielleicht liegt es an den semiologisch, visuell und metaphorisch gefesselten Erinnerungen und Erfahrungen, die mich als Leinwand bespannen, weshalb ich immer weniger gern Geschichten erzähle. Und vielleicht liegt es an ihrer Spiegelfläche, an dem Wunsch nach Selbst-Verständnis und der Illusion von Veränderung, weshalb ich es trotz allem immer wieder tue.

Heute erzähle ich euch eine Geschichte weiblicher Perversionen, wie ich sie mir erzähle, wenn mich die rasche Bildfolge in meinem Kopf wieder einmal nicht schlafen lässt. Wenn ich den Druck ungewollter körperlicher Übergriffe abzulassen versuche, wenn ich meine Handlungen wieder einmal nicht mit meinen Ideologien vereinbaren kann, wenn mein Bild von mir vor meinem inneren Auge ganz anders aussieht als das Gesicht, das mich im Spiegel zu fixieren und an sich zu fesseln versucht, wenn Blut in dünnen Striemen über meine Brüste rinnt, um mir vorzuführen, dass ich am Leben bin, wenn ich gezwungen werde, in meiner Konformität einzigartig zu sein. Heute erzähle ich euch eine Geschichte von Eve, wie ich sie mir erzähle, wenn ich mich auslagern und mit einer fiktiven Figur überlagern muss, um in der Dunkelheit der Nacht den Zustand des Wachseins ertragen zu können.

Spätestens seit der Lektüre von Haraways Text „Situieretes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive“ (1995) – und die liegt schon einige Jahre zurück – glaube ich nicht mehr an Objektivität – jedenfalls nicht an eine Objektivität, die sich als erkennender körperloser Blick von nirgendwo einem vermeintlich passiven Wirklichen überstülpt, um einen wahren Fakt zu schaffen. Und besonders wenn es um psychische Strukturen geht, um das Unbewusste, um Traumata oder Perversionen, um Identitätsspaltungen, Neurosen oder Psychosen, um Subjekt konstituierende und determinierende Antriebe, Verhaltens- und Handlungsweisen, erscheint der Begriff Objektivität, wird er denn überhaupt verwendet, unbrauchbar (Geisteswissenschaften gelten ja seit geraumer Zeit als subjektive Wissenschaftsdisziplin und werden daher, was ihre Relevanz bezüglich der gesellschaftlichen Anerkennung ihrer Ergebnisse betrifft, gegenüber naturwissenschaftlichen Erkenntnisverfahren herabgesetzt). Aus diesem Grund werde ich euch im Folgenden keine Filmanalyse darbieten, wie sie sich vielleicht gehört (irgendjemand hat bestimmt irgendwann Gattungskonventionen einer Filmanalyse entworfen, inhaltliche und formale Aspekte, die zu einem Text, möchte er denn als Filmanalyse gelten, unweigerlich dazugehören). Eher als dass ich euch die Arbeit des Interpretierens abnehme, vervielfache ich sie durch meinen Input – Erhöhung von Komplexität als *queere* Strategie der Wissensproduktion (vgl. Degele 2008, 92), wenn ihr so wollt.

Das beginnt damit, dass ich mich in die Protagonistin des hier zu analysierenden Films, d.h. der mir als relevant erscheinenden und daher von mir als benennenswert festgesetzten einzelnen Aspekte des Films hineinversetze, mich mit ihr überlappe, und das nicht nur imaginär bzw. als medienspezifische Intention, sondern entscheidend auch materiell-semiotisch. Die Verwendung des Personalpronomens ‚ich‘ sowohl für die Protagonistin des Films *Female Perversions*, Eve, als auch für mich, die Stimme, die spricht, und die Hände, die schreiben, gebündelt im Namen Caroline Günther, verdeutlicht einerseits semiologisch meinen subjektiven Einfluss auf die Lesart des Films sowie auf die re-/produzierte und re-/produzierende Geschichte, die ich euch auf dessen Grundlage im Folgenden neu nach-/erzähle. Zweitens, und meiner Meinung nach ganz entscheidend, vollziehe ich dadurch auch das reziproke Zusammenspiel von In- und Output, von vorgegebener Erzählung/Erzählstruktur und beim Rezipieren einsetzender Verständnisproduktion gewissermaßen materiell. Ich lasse durch die Verwendung des Wortes ‚ich‘ für zwei Figuren/Personen eine Figur/Person materiell unsichtbar werden, indem ich ihr die Exklusivität der persönlichen Aneignung des Personalpronomens entziehe – Ichs gibt es viele und jedes Ich setzt sich aus mehreren Ichs zusammen. Drittens wird schließlich das Feld der Agierenden durch den Einbezug der Lesenden in Form der Aneignung und Übertragung des Ich auf sich selbst im Prozess des Lesens von einem passiven Du zu einem an diesem Text aktiv mitwirkenden Ich ausgeweitet. Damit werden potentiell neue Erzählfäden gesponnen, die im Rezeptionsprozess das intertextuelle Netz einer/der vorliegenden Geschichte aktiv modifizieren.

Auffassen, erfahren, verarbeiten, nachdrücklich erhalten, begreifen, verstehen: Das alles ist subjektiv, wenn auch determiniert. Was mich an einer Geschichte fesselt, was sich mir einschreibt (ins Gedächtnis, in den Körper, ins Körpergedächtnis), was ich behalte, mir aneigne, weiter verarbeite, das liegt an mir, daran, wie ich bis zu einem bestimmten Zeitpunkt geworden bin. Es gibt keinen Sinn einer Geschichte, nicht einen Sinn einer Geschichte, und ist sie noch so groß (man denke an die Schöpfungsgeschichte), der in Gänze zu erfassen wäre. Nicht einmal ansatzweise ist ‚Verstehen‘ im Sinn von ‚den Sinn erfassen‘ möglich. Immer sind es die eigenen Lesarten einer Geschichte, die wir durch eine Geschichte in eine Geschichte hineinlegen und herausziehen, und die wir weiter tragen. Immer sind wir es, die durch das Lesen (oder Hören oder Schauen) mit-/schreiben, mit-/gestalten. ‚Ich bin‘/ ‚Ich‘ ist nicht zu tilgen aus den Geschichten, denen wir vermeintlich nur heimlich und stillschweigend beiwohnen.

Gerade noch habe ich traumlos geschlafen auf meinem Kopfkissen mit der kitschig-schnörkeligen Stickerei „perversions never are what they seem to be“, das mir jetzt, während ich einen Mann, mit dem ich eine offene, und dennoch klar strukturierte Beziehung führe (keine Ehe oder eheähnliche Gemeinschaft oder so), vögle, nicht sichtbar und momentan auch nicht bewusst, aber dennoch spürbar, im Rücken liegt. Ja, ich stehe sexuell auch auf Frauen, und ja, ich werde in Kürze, auch wenn ich das momentan noch nicht weiß, eine Sexgeschichte mit

einer Frau anfangen – einfach so, ohne Gefühlsduselei, nur weil ich Lust darauf habe. Ich bin halt ein Kind der amerikanischen 68er, der sexuellen Revolution! Ja und? Soll das etwa pervers sein? Oder etwa, dass ich auf Sexspielchen auf (Rasier-)Messers Schneide, auf Inszenierungen stehe? Dass ich nicht lache. Wer glaubt bitte heute noch an Liebe als Grundlage von Sex, an Monogamie, Treue oder Eifersucht, an eine harmonische Beziehung, an die ewige, wahre Liebe? Aber stopp! Gäbe das eine emanzipierte Frau des 21. Jahrhunderts, nach all den Kämpfen der Frauen um Selbstbestimmung und Gleichstellung, leichthin zu? Könnte sie das zugeben, ohne ihr Gesicht zu verlieren, ihren Status? Vor den anderen und vor sich selbst? Vor allem vor sich selbst?

„Perversions never are what they seem to be“ – in meinem Fall

Ich bin Anwältin. Und ich bin gut. Ich habe, wie gesagt, ein erfülltes und erfüllendes Sexleben, mir steht eine Anstellung beim Gouverneur bevor, ich habe ein super Einkommen, eine exquisite Wohnung und ein teures Auto. Dazu kommt wesentlich, dass ich eine sehr gut aussehende Frau bin; ich weiß das, arbeite dafür hart an mir und setze mein Erscheinungsbild stilsicher und selbstbewusst ein. Ich bin auf ganzer Linie erfolgreich, wie man so schön sagt. Eigentlich. Alles fing an sich zu verändern, als mich die Vermieterin meiner Schwester anrief und mir mitteilte, dass Maddie wegen Ladendiebstahls im Gefängnis säße und meine Hilfe bräuchte. Die gute Familie – immer ein Störfaktor. Und was sich veränderte? Meine Träume und meine Erinnerungen. Meine Erfahrungen und vielleicht ein kleiner Teil meiner Sicht auf mich und die Welt, in der ich mich bewege. Und wodurch sich das veränderte? Weil ich einen Spiegel vorgehalten bekam, der nicht mit meiner eigenen, sondern mit fremder Stimme zu mir sprach, der mir Bilder zeigte, die sich überlagerten, fremde Gesichter, die mit meinem zusammen zu einem neuen verschmolzen, Traumbilder: ich – gefesselt an Armen und Beinen, ich – gewaltsam festgehalten, beschimpft, beleidigt und gedemütigt, ich – als Richterin über weibliche Lebenskonzepte, die von meinem abweichen, ich – auf Gratwanderung, mein durchtrenntes Seil, mein Sturz, ich – unter Wasser, durch eine Wand aus Glas gewaltsam getrennt, ich – verloren, und immer wieder meine Eltern, lächelnd, winkend, mich freundlich auffordernd, zu ihnen zu kommen, zu springen, aber in Negativ-Ansicht oder verschwommen und immer unerreichbar weit weg.

Ja, meine Eltern. Und vor allem mein Vater. Als Kind war er ein Gott für mich. Auch heute fühle ich mich von seinem Urteil abhängig, bin besessen darauf, mich ihm zu beweisen, ihm, dem renommierten Philosophieprofessor. Aber das gebe ich natürlich nicht zu. Eigentlich denke ich nicht einmal darüber nach. Ich halte mich lieber an das Gesetz und seine Fakten. Ich bin keine Träumerin oder Ideologin. Ich bin erfolgsorientiert und eine *workaholic*. Die meisten Gedanken mache ich mir – neben meiner Arbeit natürlich – über mein Äußeres, mein Make-up, mein Outfit, meine Inszenierung. Meine Schwester ist in dieser Hinsicht ganz anders als ich. Sie hat gerade ihre Promotion abgeschlossen, in der sie sich aus feministisch-ethnologischer Sicht mit Gesellschaftsstrukturen

im Matriarchat am Beispiel eines mexikanischen Dorfes beschäftigte. Außerdem kennt sie sich gut in der Psychoanalyse aus. Sie scheint wenig Wert auf ihr Äußeres zu legen oder hat einen gänzlich anderen Geschmack als ich. Hängt wahrscheinlich auch mit ihren Ideologien zusammen – denn im Gegensatz zu mir hat sie welche. Ach ja, und seit Neuestem oder schon länger, aber bisher gut versteckt und unentdeckt, klaut sie. Auch so eine Perversion, sagt sie, wissenschaftlich in den 1930ern als Orgasmusbeschaffungsstrategie einer frigiden Frau gedeutet, heute als Penisaneignungsversuch, als Penisneid, und von ihr als Sublimierung, um weder sich noch eine andere Person umzubringen.

Perversionen stellen ein dezidiert psychoanalytisch orientiertes Forschungsfeld bereit. Zurückgeführt werden sie auf frühkindliche Traumata. Für Kaplan – die Autorin von *Weibliche Perversionen*, dem Buch, das dem Film als Grundlage dient – ist eine Perversion „ein Versuch, Emotionen und Affekte zu beherrschen, die in der Kindheit überwältigend und unkontrollierbar waren“ (Kaplan 1991, 20). Perversionen dienen der Beschwichtigung der persönlichen Dämonen (vgl. ebd., 19). Sie sind mentale, psychische Strategien.

Eine Perversion ist eine psychische Strategie. Von anderen mentalen Strategien unterscheidet sie sich insofern, als sie eine Darstellung erfordert. (...) Die perverse Strategie ist unbewusst. Der Schauspieler, der Protagonist des Dramas, weiß nur, daß er sich gezwungen fühlt, die perverse Handlung auszuführen, und daß er in verzweifelte Angst, Panik, Aufregung oder Verrücktheit verfällt oder sogar zu Gewalttätigkeiten neigt, wenn er daran gehindert wird. Der Protagonist weiß jedoch nicht, daß seine Aufführungen dazu dienen, ‚Ereignisse‘ zu meistern, die in der Kindheit so aufregend, so furchteinflößend, so kränkend waren, daß sie damals nicht gemeistert werden konnten. Der Held kann sich an diese entsetzlichen Ereignisse nicht erinnern, er wagt es nicht. Statt dessen muss er sie wieder und wieder durchleben, wenn auch in verkleideter, symbolischer Form. (Kaplan 1991, 20)

Anders als psychische Phänomene wie beispielsweise die Schizophrenie, die heutzutage als u. a. genetisch bedingte Störung diskutiert wird, gelten Perversionen (noch?) ausschließlich als in der Erfahrung und deren Ver- und Bearbeitung begründet. Und weil ja alles noch so unbefleckt ist – ein Kind als ein weißes Blatt, das es zu beschreiben gilt –, sind es vor allem die Erlebnisse der Kindheit, die sich als ‚Verhaltensstörung‘ einschreiben. Ach, mein armes Kind! Was habe ich dir angetan alleine dadurch, dass ich dich in die Welt gesetzt habe? Denke nur zuallererst an das Geburtstrauma, dann an den Ödipus-/Elektrakomplex und setze schließlich beides in Beziehung zu mir, der allein erziehenden, *gender*-sensiblen und traumatisierten Mutter, die selbst hochschwanger für einen Mann gehalten wurde. Was bleibt da noch anderes zu sagen, als: Du armes Kind, begeben dich nur recht bald in therapeutische Behandlung! Sonst wird es schlimm enden mit dir (der Anfang war ja schon alles andere als geglückt).

Doch stopp! In *queer*-sozialisierten Ohren klingt der Begriff ‚Perversion‘ im Kontrast zu seinen als Abweichung von einer, vor allem sexuellen, Norm konzipier-

ten alltagsweltlichen Auffassungen alles andere als negativ, vermag aber auf Grund genau dieser Diskrepanz von Bedeutungen ein und desselben Lautbildes meine Ohren zu spitzen und meine Augen zu öffnen. Und mit *queer*-sozialisierten Augen suche ich im Film vergebens nach diesen ‚degenerierten‘ Verhaltensweisen, die ihm seinen Namen geben. Denn auf was ich schließlich stoße, ist das Vertraute: Sex mit unterschiedlichen Menschen verschiedenen Geschlechts, Beziehungsstrukturen, die nicht in einer Ehe münden, entfremdete Körper und deren Wieder-/Aneignungsversuche, die sich über das Ritzen in die Haut vollziehen, und Versuche standzuhalten und sich zu wehren gegen all die Normierungen und Disziplinierungen, die tagtäglich auf mich einwirken. In Kaplans Buch lese ich, dass nicht die Menschen pervers sind, sondern die Strukturen, innerhalb derer sie zu leben gezwungen werden: die ganzen Reglementierungen von Verhaltensweisen und Körperdarstellungen sowie -manifestationen qua ‚Geschlecht‘.³ Und diese wirken nicht nur in hegemonialen Diskursen, sondern ebenso in allen anderen, die durch die Propagierung einer Ideologie, eines Ideals, Ein- und Ausschlüsse produzieren – beispielsweise in feministischen Diskursen. Was hast du als moderne emanzipierte Frau zu tun, wenn du Zeugin eines körperlichen Übergriffs von Seiten eines Mannes an einer Frau wirst, wenn du patriarchale, androzentrische Handlungskonventionen vorgeführt bekommst? Du hast einzugreifen und dich auf die Seite der Frau zu schlagen. Bereits deine attestierte Geschlechtszugehörigkeit in Kombination mit dem Wissen um die Kämpfe der Frauen zwingt dich zu Solidarität. Lange sehe ich immer nur diese Szene vor meinem inneren Auge: mein Vater, Stift in der Hand und Blatt auf dem Schoss, denkend und konzentriert, und meine Mutter, in Reizwäsche, aufreizend, sich meinem Vater auf den Schoß setzend, ihm den Stift aus der Hand nehmend und mit diesem ihre Brustwarzen umrandend, meine Mutter, sexuell aktiv; dann der Argwohn meines Vaters, seine Kraft – mit Macht stößt er sie von sich. Weinend und an der Lippe blutend kauert meine Mutter auf dem Boden. Und ich? „Ich ging hin, um ihr zu helfen. Nein, nein, es war anders. Ich bin zu ihm gegangen“ (Filmzitat).

„Nichts an dir ist echt“ – ja und?

Ich bin abhängig von den Blicken anderer. Und gleichzeitig empfinde ich ihre Bestätigung als Übergriff. Was fällt diesem Bettler ein, mich darum zu bitten, immer so schön zu bleiben? Diese Annahme, als wäre ich für ihn schön, welch Hohn. Oder der Tankwart, der, zuvorkommend und freundlich, mir das Tanken deshalb abnehmen möchte, damit ich mein schönes Kleid nicht beschmutze. Dass ich nicht lache. Diese Männer, denken, die Welt drehe sich um sie. Als würde eine Frau nur für sie schön sein (wollen). Auf ihr Urteil kann ich verzichten. Warum aber nehme ich mir durchsichtige Unterwäsche von der Stange, als ich diese körperlose Stimme sagen höre „ein bisschen breit um die Hüften rum“ (Filmzitat)? Warum zeige ich mich dann erst recht? Weil ich das Gegenteil beweisen möchte? Weil ich ihnen ihr Unrecht (und in Rechtsfragen bin ich

bekanntlich Spezialistin) vor Augen führen muss? Eine große Hand packt mich von hinten an der Kehle und eine raue Stimme flüstert in mein Ohr: „Nichts an dir ist echt, und jeder weiß, dass du eine Betrügerin bist“ (Filmzitat). Dann lässt sie mich jäh los und ich stürze auf die Erde, wo ich im Schmutze kriechen soll, meiner Namensvetterin gleich, die sich der Verführung und Sünde schuldig machte durch den Drang nach Erkenntnis, nur dass ich meine Augenlider zusammenpresse, um nichts erkennen zu müssen.

Ja, echt sind weder meine Autonomie noch mein Selbstbewusstsein. Ich bin „zwanghaft, neurotisch, von anderen abhängig“ (Filmzitat), wie die Psychologin, mit der ich neuerdings vögle, diagnostiziert – ich bin ein verängstigtes, traumatisiertes Kind. Aber ich bin mir dessen nicht bewusst. Ich verkenne die Halluzinationen, ich verkenne die Bilder, die mir aus dem Spiegel entgegenblicken. Ich verkenne meine Selbstinszenierung, ich verkenne mich. Dass dieses Verkennen symptomatisch für Perversionen ist – wie Kaplan behauptet –, interessiert mich nicht. Warum ist es so wichtig, echt zu sein bzw. authentisch zu wirken? Warum kann ich das nicht sehen wie Annuncata? Sie arbeitet als Bodydouble. Sie gibt einer Frau einen perfekten Körper, einer anderen Frau ihren Körper. Und vertritt die Meinung: „Ihr müsst alles sein für jeden. Ihr müsst euch selbst auslöschen. Ihr müsst zurück zum Ursprung“ (Filmzitat). Wer ist in diesem Fall wer? Und für wen? Handelt es sich bei dieser Art der Selbstinszenierung um eine Perversion? Wenn man sich selbst mehr noch als verkennt, wenn man sich selbst als Selbst auslöscht und in der Leere erkennt? Nein, dort in der Leere ist er nicht, mein Platz. Nicht die anderen sollen mich beschreiben. Ich selbst bemale meine Leinwand nach meinem Gutdünken. Was ihr schließlich in meinem Kunstwerk erkennt, liegt an euch. Ich hingegen suche den Blick in den Spiegel, um mich meiner zu vergewissern. Ich befrage ihn nach meinem Ich. „Spieglein, Spieglein an der Wand“ (Filmzitat). Und abgesehen davon, dass der Spiegel nicht meinen Namen nennt (als wäre das alleine nicht schlimm genug), verzerrt er meine Gesichtszüge, transformiert mich in dieses Wesen, für das ich keine Worte erübrigen kann.

Was bitte soll diese fette, ungepflegte, unzivilisierte Frau, die mir aus dem Ort hinter dem Spiegel entgentritt und mich mit ihrem flehenden Blick fixiert, mit mir zu tun haben? Ich will davon nichts wissen. Und der Spiegel sowie all meine Erfahrungen mit ihm soll ein Symbol für (m)ein Verkennen sein, ein filmischen Mittel der Visualisierung einer Metapher, die mein bisheriges Leben strukturiert?

Und ich glaube, dass es zwischen den Utopien und diesen völlig anderen Orten, den Heterotopien, eine gemeinsame, eine gemeinschaftliche Erfahrung gibt, für die der Spiegel steht. Denn der Spiegel ist eine Utopie, weil er ein Ort ohne Ort ist. Im Spiegel sehe ich mich dort, wo ich nicht bin, in einem irrealen Raum, der virtuell hinter der Oberfläche des Spiegels liegt. Ich bin, wo ich nicht bin, gleichsam ein Schatten, der mich erst sichtbar für mich selbst macht und der es mir erlaubt, mich dort zu betrachten, wo ich gar nicht bin: die Utopie des Spiegels. Aber zugleich handelt es sich um eine Heterotopie, insofern der Spiegel wirklich existiert und gewissermaßen eine Rückwirkung auf den Ort ausübt, an dem ich

mich befinde. Durch den Spiegel entdecke ich, dass ich nicht an dem Ort bin, an dem ich bin, da ich mich dort drüben sehe. Durch diesen Blick, der gleichsam tief aus dem virtuellen Raum hinter dem Spiegel zu mir dringt, kehre ich zu mir selbst zurück, richte meinen Blick wieder auf mich selbst und sehe mich nun wieder dort, wo ich bin. Der Spiegel funktioniert als Heterotopie, weil er den Ort, an dem ich bin, während ich mich im Spiegel betrachte, absolut real in der Verbindung mit dem gesamten umgebenden Raum und zugleich absolut irreal wiedergibt, weil dieser Ort nur über den virtuellen Punkt jenseits des Spiegels wahrgenommen werden kann. (Foucault 2005, 935 f.)

Nur, dass wir uns richtig verstehen: Willst du damit etwa sagen, dass ich durch diese widerliche, abstoßende Frau zu mir selbst zurückkehre? Oder dass mir die Stimme des Spiegels, die nicht mich, sondern diese Andere als Schönste tituliert, dabei unterstützt, mich dort zu sehen, wo ich bin? Ja, wo bin ich denn? Und wohin soll ich zurückkehren? In meine erinnerte Vergangenheit, um meine Zukunft (neu) zu erfinden?

„Mein Seil! Man hat mir mein Seil durchtrennt“ – und jetzt endlich stürze ich

Hinter meinen geschlossenen Augen laufen antiquierte Stummfilme ab mit mir in der Hauptrolle, Horrorfilme, zu deren Rezeption ich gezwungen werde. Sie setzen mir Bilder in den Kopf – leitmotivisch: das Seil, das fesselt und keinen Handlungsspielraum lässt; der Spiegel und das Spiegelbild, deren Reflexion und Reflexivität ich mich zu verweigern suche; die Maskierung, das dem erkennen- den Auge Verdeckte.

Das vermeintlich sichere Seil, das Halt und Verbundenheit symbolisiert, steht letztlich für einen Drahtseilakt, den ich, ebenso wie jede andere Person, zu absolvieren habe. Es spannt sich über der tiefen Kluft zwischen gesellschaftlichen Anforderungen und Normierungen sowie dem Zwang zu Autonomie, Individualität und Einzigartigkeit des Subjekts. Nehmen wir beispielsweise feministische Diskurse. Initiiert durch die Bestrebungen politisch aktiver Frauen (wahrscheinlich waren auch vereinzelt Männer unter ihnen, doch lassen wir diese jetzt und zur Abwechslung mal in Anlehnung an differenzfeministische Stimmen wie die Senta Trömel-Plötz' sprachlich und damit existenziell unter den Tisch fallen) kursiert heute größtenteils im Alltagswissen der Menschen der westlichen Welt ein idealisiertes Bild der Frau als modern und emanzipiert, will meinen: Frauen sollen ihre eigene Chefin sein, können zwar Kinder gebären (vor allem weil die Medizintechnologie in dieser Hinsicht noch nicht weit genug fortgeschritten ist), müssen aber nicht gezwungenermaßen, dürfen aber auf keinen Fall in der klassischen Rolle als Hausfrau und Mutter aufgehen (und wenn sie das doch tun, brauchen sie doch wenigstens die Ausrede, dass der Mann besser verdiene und daher besser geeignet sei, die Familie zu ernähren, vor allem in solch schwierigen Zeiten, was aber rein gar nichts damit zu tun habe, dass Männer prinzipiell besser verdienen – das ist doch längst passé –, sondern weil sie eine bessere Ausbildung genossen haben, was selbstverständlich auch

nur mit persönlichen Interessen und Neigungen zu tun habe und auf keinen Fall gesellschaftsstrukturell gesehen werden dürfe), sondern sollen die Kinder so früh wie möglich in Betreuung geben, um weiterhin uneingeschränkt ihren selbst gewählten Weg gehen zu können. Diese moderne Konzeption von Weiblichkeit transportiert wie jede Kategorisierung Normierungen und Standardisierungen, die zu Ein- und Ausschlüssen führen. Wer dazugehören möchte, hat sich entsprechend konform zu verhalten. Und was, wenn ich dazugehören möchte, die Beitrittsbestimmungen aber nicht einhalten kann? Wenn ich beispielsweise nicht an natürliche (Zwei-/)Geschlechtlichkeit mitsamt ihrer Spezifika (weibliche und männliche Verhaltensweisen) glaube, an natürliche Muttertriebe und -liebe, aber dennoch ein Kind gebäre, dass ich (irgendwann) am liebsten immer um mich herum haben möchte, für das ich mich zu opfern bereit bin? Oder wenn ich an die Stärke und den Zusammenhalt von Frauen appelliere und männliche Hegemonie (ob im Beruf oder im Privatleben) kritisiere und ablehne, dann aber in einer Situation gewaltsamer männlicher Dominanz statt zur degradierten Frau zum Alphetier halte? Was dann? Ja dann scheint nur Verdrängung zu helfen. Weg mit den Bildern, weg mit den Erinnerungen, weit hinein tragen und tief begraben im unbewussten Teil meiner selbst. Und pervers werden.

Im Stürzen findet sich so viel mehr Beweglichkeit als im Balancieren auf einem Seil. Du kannst dich wenden und drehen, von Windböen lenken lassen oder selbst mit den Flügeln schlagen, davon gleiten oder anecken. Im Sturz ist so viel mehr möglich als oben auf dem Seil. Erst im Dazwischen und im Hin und Her lassen sich Widersprüche aushalten und produktiv nutzen, zwischen Utopie und Heterotopie richten wir uns ein.

So sind am Ende des Films wir es, die den Spiegel, den sich Eve letztlich bewusst aneignet, um ihren Blick von sich selbst als autonomes Selbst ab- und ihrer determinierten Pluralität zuzuwenden, in die eigenen Hände gelegt bekommen. Und am Ende liegt es bei dir selbst, den Anfang zu machen, hin-, weg- oder eben teilnahmsvoll zuzuschauen bei den Filmen, die dir situative Konstellationen von Erfahrungen, Wissensbeständen, Ideologien und filmischen Vorlagen visionär erinnernd an deine beiden Augenleinwände projizieren. Bist du bereit? Dann befrage deine Spiegel:

Spieglein, Spieglein in der gefesselten Hand...

Anmerkungen

- 1 Unzutreffender, anstößiger und zugleich inspirierender könnte die deutsche Übersetzung nicht ausfallen, als *Female Perversions*, einen Film, der sich kritisch mit Naturalisierungen und Homogenisierungen von Kategorien beschäftigt, mit dem Titel *Phantasien einer Frau* zu überschreiben. Nicht um die Phantasien einer, eher um Neurosen mehrerer Frauen kreist der 1996 in Anlehnung an Louise Kaplans psychoanalytische Studie über weibliche Perversionen gedrehte Debütfilm von Susan Streitfeld, und lässt sich damit im diskursiven Kontext einer *queer*-feministischen Kritik an einer rigiden heteronormativen Geschlechterordnung als Spiegel jeglicher (perversen) Fremd- und Selbstkonstitution situieren. Um einerseits auf die Unzulänglichkeit bzw. inspirierende interpretative Offenheit des deutschen Untertitels sowie andererseits auf die Subjektivität
- des Filmverständnisses hinzuweisen, be-/schreibe ich im Folgenden meine Phantasien, wie sie sich mir durch die Rezeption des Films aufdrängen – Phantasien einer Frau, wenn du so willst.
- 2 Man denke nur an die Märchen der Brüder Grimm und deren moralische Anekdoten zur Unterstützung einer als positiv gewerteten Charakterbildung.
- 3 Kaplans Buch entspringt dem Vorhaben, die Konzeptualisierungen von Perversionen, wie sie lange ‚nur‘ für Männer formuliert und erforscht wurden, aufgrund von feministisch-politischen Gleichheitsbestrebungen auf Frauen auszudehnen. Da aber ebenso alle anderen Menschen, auch Männer, mit be- und einschränkenden Geschlechterkonventionen konfrontiert sind, habe ich wiederum Kaplans Sicht erweitert und den Begriff ‚Frau‘ durch ‚Mensch‘ ersetzt.

Literatur

- DEGELE, NINA (2008) *Gender/ Queer Studies. Eine Einführung*. Paderborn: Wilhelm Fink.
- FOUCAULT, MICHEL (2005) „Von anderen Räumen.“ *Schriften*. Vierter Band. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 931–942.
- HARAWAY, DONNA (1995) „Situierendes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive.“ *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*. Hg. Donna Haraway. Frankfurt/M./ New York: Campus, 73–97.
- KAPLAN, LOUISE J. (1991) *Weibliche Perversionen. Von befleckter Unschuld und verweigerter Unterwerfung*. Hamburg: Hoffmann und Campe.

Film

- Female Perversions. Phantasien einer Frau [Female Perversions]* (1996). Regie Susan Streitfeld. MCP Sound & Media AG.

